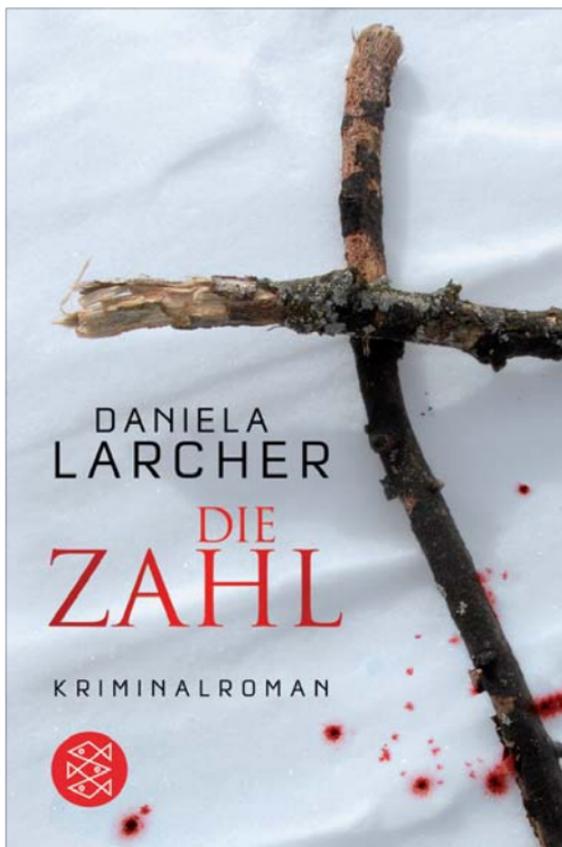


Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

Daniela Larcher

Die Zahl

Kriminalroman



Preis € (D) 8,95 sFr. 15,90 (UVP)

432 Seiten, Broschur

ISBN 978-3-596-18241-1

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2008

**»Als drauf vom Ermorden die Händ' ihm starreten,
wählt' er annoch zwölf lebende Jüngling' im Strome;
Abzubüßen den Tod des Menötiaden Patroklos.«**

Homer, Ilias

Er stinkt! Oder sollte ich besser sagen *sie* – die Leiche? Oder ist das, was von Josef Anders übrig ist, nämlich ein ekliger, stinkender Haufen Fleisch, Fett und Haut, nicht mehr menschlich, nicht mehr personifizierbar, nicht mehr wert einen Namen zu tragen und daher schlichtweg ein Es? Ja, ich glaube, das trifft es am ehesten. Er war sein ganzes Leben lang nicht viel mehr als das. Ein Ding, ein Tier, ein Etwas.

Es ist so schrecklich widerlich! Der fette, von der Verwesung aufgequollene Leib ist voller Blasen. Jedes Mal, wenn ich den Körper bewege, platzen einige von ihnen auf und lassen ihren ranzigen, gelblich-grünen Inhalt in dünnen Rinnsalen auslaufen. Kleine stinkende Bäche ergießen sich über die faulige, von einem lilafarbenen Aderngeflecht durchzogene Haut. Ich möchte kotzen!

Sein Innerstes dringt nach außen und offenbart das wahre Ich von Josef Maximilian Anders. Hier und jetzt kann er endlich er selbst sein. Der richtige, der echte Josef zeigt sich mir, rinnt aus seiner Hülle, seiner Fassade heraus. Genauso war sein Leben: geplatzte Träume, die nichts hinterließen als ekligen Schleim, Gestank und einen bitteren Nachgeschmack auf der Zunge.

Es war eine Wohltat, ihn von seinem Siechtum zu erlösen, ihn zu befreien von dem Elend seines kranken Lebens, für das es keine Heilung mehr gab. Sein Todesurteil war schon vor langer Zeit gefällt worden, noch bevor ich den Entschluss fasste, ihn zu töten.

Wenn ich meine Augen schließe, kann ich ihn direkt vor mir sehen – wie er am Boden lag und schrie, heulte und flehte. Verzweifelt versuchte er, sein Leben zu retten, bettelte auf Knien, winselte und wand sich wie ein Wurm. Ja, so kam er endlich zum Vorschein – der wahre Josef. Nichts war mehr übrig von dem angesehenen, erfolgreichen Geschäftsmann. Vorbei war es mit dem süffisanten Lächeln, dem eleganten Auftreten und dem Schein, alles im Griff zu haben.

Der gute alte Joe! Wie ein Schwein hat er gequiekt, als mein Messer in ihn eindrang. Diese Drecksau! Geschlachtet zu werden, war der einzige Tod, der zu ihm passte!

Wenn doch nur dieser Gestank nicht wäre. Es scheint mir, als würde sein Todesgeruch versuchen, überall in mich einzudringen. So als würde Josefs Körper, in einem letzten, verzweifelten Versuch einen Teil von sich zu retten, probieren, sich mit dem meinen zu vermengen. So als würde er versuchen, ein Konglomerat aus Körperlichkeit herzustellen – Urin, Kot, Blut, Sperma, Schweiß und Speichel.

Heute ist der perfekte Tag für die Offenbarung. Es war gut, so lange abzuwarten. Hoffentlich werden die dummen Ignoranten da draußen dieses Mal endlich ihre Augen öffnen und verstehen. Sie müssen es endlich begreifen. Sie müssen das Zeichen richtig deuten. Es ist ihre einzige Chance!

Es ist schwierig, die Reste von Josef zu transportieren. Seit die Leichenstarre nachgelassen hat, ist sein Körper so schlaff und schwer wie ein nasser Sack. Sein Penis hängt klein und verschrumpelt

zwischen seinen feisten Schenkeln. Na, Joe? Wo ist sie jetzt, deine vielgepriesene Männlichkeit?

Josef war schon immer ein Koloss, doch der Tod, so scheint es, hat die gesamte Last seines Lebens tausendfach auf ihm abgelegt, anstatt sie von ihm zu nehmen.

Dieser widerliche, teigige Haufen ist alles, was von Josef geblieben ist, und bald wird es nicht einmal mehr das sein. Nachdem sich die Würmer und Maden mit seinem übelriechenden Fleisch ihre Bäuche vollgeschlagen haben, wird nichts mehr von ihm übrig sein außer ein paar schmutzigen Knochen.

Ich schlepe, ziehe, schiebe und stoße den geschundenen Leib. Ächze, stöhne und schwitze unter seinem Gewicht. Ich frage mich, was schlimmer ist, die Schändung eines Toten oder die Schande eines Lebenden?

Gleich ist es so weit. Gleich werde ich sie los sein, die stinkende, tropfende Masse, die früher einmal Josef Anders war. Endlich werde ich frei von dieser Bürde sein. Ich kriege kaum mehr Luft. Ist es die Anstrengung? Der beißende Geruch? Oder doch die Angst, dass mein Plan schiefgehen könnte?

Ich darf nicht scheitern! Nichts darf fehlschlagen! Alles muss klappen! Es ist der richtige Zeitpunkt, und vor allem ist es die einzige Möglichkeit, die Menschen da draußen zu retten.

Gleich habe ich es geschafft. Gleich bin ich befreit. Ich wünschte, es wäre schon vorbei.

Doch dabei fängt es jetzt erst richtig an!

**»Nun hilft Euch nur noch eine Zwölf,
oder Eure Kirche bekommt nie wieder einen Turm.«**

Wie Greifenhain zu zwei Kirchtürmen kam, Deutsche Sage

Sie stank! Jedes Mal, wenn sie auftauchte, hinterließ sie einen undefinierbaren Mief aus Haarspray, Parfüm, Klebstoff und Bratenfett. Sie, das war Agnes Schubert, 42 Jahre alt, vollbusige Dauerwellenträgerin, begeisterte Köchin, von Beruf Handarbeitslehrerin, ehrenamtlich als Küsterin tätig und sehr zu ihrem Leidwesen immer noch unverheiratet.

Ständig versuchte sie Otto Morell, 40 Jahre alt, Junggeselle und seines Zeichens Chefinspektor bei der Polizei von Landau, davon zu überzeugen, dass sie die perfekte Frau für ihn wäre. Morell war in ihren Augen ein richtiges Prachtexemplar von einem Mann. 1,95 m groß mit sehr viel Klasse und mindestens genauso viel Masse. Leider, das musste Morell sich selbst eingestehen, basierte seine enorme Körperfülle nicht auf Muskeln, sondern eher auf Fettpolstern. Genau das war es aber, was Agnes Schubert besonders ansprach. Der leidenschaftliche Hobbykoch und passionierte Gärtner war in ihren Augen ein kuscheliger Brummbär, der dringend eingefangen werden musste. Zu ihrer Idealvorstellung passte auch sein volles braunes Haar, das, wie bei einem richtigen Bären, nicht nur am Kopf, sondern so gut wie überall auf seinem Körper

spross. Seine beherrschte Art und seine innere Ruhe waren das Tüpfelchen auf dem i. Manch anderer hätte Chefinspektor Morell als trägen Phlegmatiker, fetten Langweiler oder lahme Schlaftablette beschrieben. Agnes Schubert aber fand ihn schlicht und ergreifend einfach nur sexy.

Sie tauchte ungefähr einmal pro Woche unter irgendwelchen fadenscheinigen Vorwänden in Morells Büro auf. Ein komisch dreinblickender Landstreicher, ein paar Jugendliche, die zu schnell mit ihren Mopeds unterwegs waren, oder eine verschwundene Katze. Irgendeinen Grund fand sie immer, um bei ihm auf der Bildfläche zu erscheinen und ihr pralles Dekolleté in Szene zu setzen. Letzten Dienstag war es ein viel zu schnelles Auto mit einem fremden Kennzeichen gewesen – wobei in Landau, einem kleinen 5000-Einwohner-Kaff in den Tiroler Alpen, alles als fremd galt, das mehr als zehn Kilometer von der Ortsgrenze entfernt lag.

Bisher hatte Chefinspektor Morell, höflich und friedliebend wie er nun einmal war, alles über sich ergehen lassen. Agnes Schuberts ständige Besuche in seinem Büro sowie ihre dummen Vorwände und plumpen Versuche, einen Flirt mit ihm zu starten. Aber hier und jetzt ging sie zu weit! Es war Sonntagmorgen, eigentlich fast noch Sonntagnacht – nicht einmal halb sieben. Aber was noch viel wichtiger war – das hier war nicht sein Amtszimmer, das hier war sein Haus, sein eigenes, privates, ganz persönliches Reich.

Otto Morell war noch nicht ganz wach, immerhin hatte Frau Schubert ihn mit ihrem Läuten und Klopfen aus seinem wohlverdienten Schlaf gerissen. Es dauerte darum einige Momente, bis er realisierte, dass anscheinend irgendetwas passiert sein musste. Agnes Schubert war ungeschminkt, und die sonst so sorgfältig zu-rechtgemachten Haare hingen ihr fransig ins Gesicht.

Morell bemerkte erst beim zweiten Hinsehen, dass Bröckchen von Erbrochenem in ihren Haarsträhnen klebten. Sie keuchte und rang nach Luft. Anscheinend war sie schnell gerannt. Sie versuchte etwas zu sagen, brachte aber kein Wort heraus.

Morell wusste nicht genau, was er von der Situation halten sollte. Entweder war etwas Schreckliches geschehen oder es war ein neuer Trick von ihr, um seine Aufmerksamkeit zu gewinnen. Beide Möglichkeiten sagten ihm nicht besonders zu.

Er zögerte kurz, beschloss dann aber, seiner Rolle als Freund und Helfer gerecht zu werden und trat einen Schritt zur Seite. »Kommen Sie herein, Frau Schubert, ich mache Ihnen einen Tee und dann erzählen Sie mir in aller Ruhe, was los ist.« Er wartete, bis Agnes Schubert eingetreten war, und schloss die Tür hinter ihr. Innerlich nahm er sich fest vor, dass er ihr endlich einmal ordentlich die Meinung sagen würde, sollte sich herausstellen, dass dies nur einer ihrer Vorwände war, um sich an ihn ranzumachen.

»Folgen Sie mir«, sagte er und begann gemächlich die imposante Treppe hochzusteigen, die in den ersten Stock führte. Das große, zweistöckige Haus mit der strahlend weißen Fassade und den Blumenkästen vor den Fenstern hatte Otto Morell von seinen Eltern geerbt, und es gab niemanden, mit dem er das Haus hätte teilen müssen.

Die alten Holzstufen knarrten unter dem Gewicht des Polizisten. Oben angelangt wartete Morell vor der Küche auf Frau Schubert, die die Treppe noch langsamer hinaufgegangen war als er. »Da sind wir schon«, sagte er und schielte wehmütig zu der Tür, hinter der sich sein Schlafzimmer befand. Wie gerne hätte er noch eine Stunde oder zwei in seinem großen, weichen Bett verbracht.

Das Keuchen seines ungebetenen Gastes holte Morell in die Realität zurück und ließ seinen Blick wieder in die Küche wandern. »Tut mir leid«, entschuldigte er sich, »aber ich war nicht auf Besuch eingestellt – ich werde Ihnen Platz machen.« Um einen großen Esstisch aus hellem Kiefernholz herum standen vier Stühle. Drei davon waren mit Kochbüchern und Küchenutensilien vollgeräumt, auf dem vierten lag Fred, der Kater des Inspektors, der, was das Thema Fettleibigkeit betraf, ganz nach seinem Besitzer kam.

Während Morell noch versuchte einen Stuhl freizuräumen, setzte sich Agnes Schubert einfach auf den Boden.

»Entschuldigen Sie, Herr Kommissar«, sagte sie und wischte sich ein paar schmutzige Strähnen aus dem Gesicht. Sie sagte ständig »Herr Kommissar« zu ihm, was schlicht und ergreifend falsch war. Es gab die Bezeichnung »Kommissar« bei der österreichischen Polizei überhaupt nicht, was für Frau Schubert, die anscheinend zu viele schlechte Krimis gelesen hatte, aber kein Hindernis darstellte, ihn trotzdem so zu nennen. Irgendwann hatte Morell es aufgegeben, sie zu korrigieren.

Agnes Schubert blickte zu dem massigen Mann hoch, der vor ihr stand, und holte tief Luft. Morell wartete darauf, dass sie etwas sagte, aber sie schwieg.

»Sieht so aus, als hätte sich Ihr Frühstück wieder von Ihnen verabschiedet«, versuchte Morell ziemlich unbeholfen das Schweigen zu brechen. »Ich kann Ihnen einen Toast machen, wenn Sie wollen.«

Frau Schubert verzog ihr Gesicht zu etwas, das Morell als Lächeln interpretierte. Anscheinend war seine Deutung aber falsch, denn das Häuflein Elend, das da mitten in seiner Küche auf dem Boden saß, begann zu schluchzen. Das Geräusch, das sie dabei von sich gab, klang wie ein leises Röcheln. Es erinnerte ihn an Fred, der oft versuchte, die Haare, die er beim Putzen seines Fells verschluckt hatte, wieder hochzuwürgen. Chefinspektor Otto Morell stand angesichts des heulenden Quälgeistes ratlos vor dem Toaster. Er war noch nie sehr gut im Umgang mit Frauen gewesen. Da er nicht wusste, was er sagen sollte, sagte er einfach nichts und wartete.

»Sie müssen zur Kirche kommen!«, stammelte Frau Schubert, als sie sich wieder ein wenig gefangen hatte. »Am besten jetzt gleich.« Sie versuchte aufzustehen. Morell streckte seine Hand aus, um ihr dabei zu helfen. Als er merkte, wie sehr sie zitterte, verspürte er das erste Mal an diesem Morgen ernsthafte Besorgnis.

Wenn er später an diesen unheilvollen Tag zurückdachte, war es nicht das Sturmläuten von Agnes Schubert und auch nicht das Erbrochene in ihren Haaren, sondern es war ihre zitternde Hand, an die er sich zuerst erinnerte.

Vor einigen Jahren hatte Agnes Schubert die Stelle als Küsterin in der Pfarrgemeinde St. Peter und Paul angenommen, weil sie verliebt in den neuen Kaplan gewesen war. Zwar scheiterten all ihre Versuche, den Gottesmann von den Freuden eines weltlichen Lebens zu überzeugen, aber sie behielt den Posten trotzdem. Die Vorteile, die man als rechte Hand des Gemeindepfarrers und Herrin über die Kirche hatte, waren nicht zu unterschätzen. Sie hatte Zugriff auf die Tauf-, Heirats- und Sterbebücher, konnte sich heimlich am Messwein bedienen, die Protokolle des Pfarrgemeinderates lesen, und hie und da schaffte sie es, unter dem Vorwand, die alten Kirchenbänke mit Möbelpolitur einzulassen, einige Wortfetzen aus dem Beichtstuhl zu erhaschen. Nicht umsonst war Agnes Schubert als eine zuverlässige Quelle des Dorfklatsches bekannt.

»Was ist denn in der Kirche?«, fragte Morell.

»Nicht *in* der Kirche«, antwortete Frau Schubert. »Hinter der Kirche. Am Baugerüst.« Sie holte tief Luft. »Können wir jetzt gehen?«, flüsterte sie.

»Das beantwortet meine Frage nicht«, hakte Morell nach. »Was ist denn nun hinter der Kirche?«

»Das Grauen!« Frau Schuberts Stimme überschlug sich und brach. »Ich ... ich kann und will es nicht beschreiben. Sie müssen es selbst sehen!«

Morell versuchte, das flauere Gefühl, das sich in seinem Magen breitmachte, zu unterdrücken, indem er sich ins Bewusstsein rief, dass Agnes Schubert schon immer einen Hang zur Dramatik hatte und gerne übertrieb. Letztes Jahr im Sommer hatte ein armer, alter Landstreicher in ihrem Geräteschuppen Schutz vor einem Gewitter gesucht. Agnes Schubert hatte im Polizeirevier angerufen und

sich aufgeführt, als würde ein psychopathischer Serienvergewaltiger mit gezücktem Messer in ihrem Garten lauern und nur darauf warten, sie in die Finger zu bekommen.

»Können wir jetzt bitte gehen?«, flüsterte sie noch einmal. Agnes Schubert wollte freiwillig den Bau ihrer Beute verlassen – das konnte nichts Gutes bedeuten.

Chefinspektor Morell nickte. »Geben Sie mir eine Minute. Ich ziehe mir nur was Warmes an.« Er verließ die Küche und ging in den Flur. Dort blieb er stehen, überlegte kurz, griff dann zum Telefon und wählte die Nummer seines Stellvertreters, Inspektor Robert Bender. Er ließ es klingeln. Wieder und wieder.

»Bender«, meldete sich endlich eine Stimme, die nicht sehr erfreut über den frühen Anruf zu sein schien.

»Robert, hier Morell. Kann sein, dass ich dich brauche.«

»Okay«, Bender überlegte, ob sein Vorgesetzter ihn bisher jemals gebraucht hatte.

»Irgendetwas ist hinter der Kirche passiert. Die Schubert hat mich grad völlig hysterisch aus dem Bett geklingelt. Keine Ahnung, was los ist. Aber was auch immer es ist, es hat sie ziemlich aus der Bahn geworfen.«

»Okay.« Bender war alles andere als wach.

»Ich werde jetzt da hinfahren«, sagte Morell. »Wir treffen uns in zehn Minuten bei der Kirche.«

»Okay.«

»Bis gleich«, verabschiedete sich Morell.

»Okay«, sagte Bender, aber das konnte sein Chef nicht mehr hören, da er schon aufgelegt hatte.

Morell überlegte kurz, ob er sich in seine Uniform quetschen sollte. Die dunkelblaue Mehrzweckhose und das hellblaue Uniformhemd, die bei der österreichischen Polizei zur Standardausrüstung gehörten, zwickten ihn schon lange an allen möglichen Stellen. Es war ihm aber viel zu peinlich, eine neue Uniform zu ordern. Er konnte sich nur zu gut an den Absatz aus dem Anforde-

rungsprofil für Polizeibeamte erinnern, in dem es hieß »... von einem Polizeibeamten wird außerdem erwartet, dass er sportlich trainiert und ausdauernd ist ...«. Morell befürchtete, dass es daher sehr wahrscheinlich gar keine Uniformen in seiner Größe gab, und sein Stolz verbot es ihm nachzufragen.

Zivilkleidung war das Einzige, was er aus seiner Zeit im Kriminaldienst wirklich vermisste.

Er beschloss, dass die besonderen Umstände es erforderten, sofort das Haus zu verlassen und daher keine Zeit mehr blieb, sich extra seine Uniform anzuziehen. Er ließ den grünen Rollkragenpulli und die graue Flanellhose an, die er sich im Halbschlaf angezogen hatte, und griff nach seiner Winterjacke und einer dicken, gestrickten Wollmütze.

Agnes Schubert hielt sich an Morells Arm fest, als sie gemeinsam auf den Vorplatz seines Hauses traten. Der Morgen dieses 12. Dezembers war klirrend kalt. Der kleine Ort Landau lag weiß und verschlafen unter einer Decke frischgefallenen Schnees. Morell schob seine Mütze tiefer ins Gesicht und zog die Schultern hoch. Er mochte die Stimmung, die an Wintertagen kurz vor Sonnenaufgang herrschte: Die kalte, klare Luft, in der man seinen eigenen Atem sehen konnte. Das Knirschen unter den festen Winterschuhen. Die Eisblumen an den Fensterscheiben und die Eiszapfen an der Dachrinne.

Er blickte nach oben. Es hatte offenbar die ganze Nacht über geschneit, aber jetzt war der Himmel sternenklar. Bald würde die Sonne aufgehen. Er lenkte seinen Blick wieder zu Agnes Schubert, die leise wimmernd neben ihm stand. Entweder war sie völlig durchgeknallt oder er würde gleich etwas wirklich Erschütterndes zu Gesicht bekommen. Er atmete ein und sog die eisige Luft so tief in seine Lungen, dass es wehtat.

Einige Momente später saß Morell, das kleine Häuflein Elend neben sich auf dem Beifahrersitz, in seinem Golf-Streifenwagen und fuhr zur Kirche. Eigentlich wäre es von seinem Haus bis dahin nur ein kurzer Fußmarsch von ungefähr fünf Minuten gewesen. Morell hatte aber die schlechte Angewohnheit, auch kürzeste Strecken mit dem Auto zu fahren. Er hatte sich fest vorgenommen, den Wagen im Frühling gegen ein Fahrrad zu tauschen, um ein wenig abzunehmen. Bis dahin würde es aber noch einige Zeit dauern. Im Moment war es einfach zu kalt für Freiluftsport.

Die ganze Fahrt über sagte Agnes Schubert kein Wort. Morell, der von Haus aus kein großer Redner war, schwieg ebenfalls. Irgendetwas war geschehen. Das konnte er nicht leugnen. In seinem Bauch machte sich ein komisches Gefühl breit. War es Spannung? Neugier? Oder doch eher Furcht? Aber wovor? Dass diese Sache, die Agnes Schubert als »das Grauen« bezeichnet hatte, ihn genauso aus der Bahn werfen würde wie sie? Er versuchte sich einzureden, dass die Frau, die da zusammengesunken neben ihm saß, einfach nur ein hysterisches Weib war, das um jeden Preis versuchte, seine Aufmerksamkeit zu erregen.

Aber irgendetwas lag in der Luft. Nichts Konkretes. Nur ein Gefühl, das er nicht einordnen konnte. Eine Vorahnung, die ankündigte, dass in wenigen Minuten nichts mehr so sein würde wie am Tag zuvor.

Morell parkte seinen Wagen vor der Kirche und stellte den Motor ab. »Warten Sie hier im Auto auf mich«, sagte er zu Frau Schubert. »Ich sehe mir das mal an und komme gleich zurück. Sollte Inspektor Bender in der Zwischenzeit hier auftauchen, schicken Sie ihn bitte zu mir.« Agnes Schubert antwortete nicht, sondern ergab sich einem neuerlichen Heulkampf.

Sie waren nur zu zweit im Landauer Polizeirevier. Chefspektor Otto Morell und der 26-jährige Inspektor Robert Bender, der vor zwei Jahren seine Ausbildung zum Polizeibeamten beendet hatte

und seitdem Morells Assistent und Stellvertreter war. Bender, der regelmäßig im Fitnesscenter trainierte, war alles andere als ein dünner Zwerg, aber neben der imposanten Statur seines Vorgesetzten fühlte er sich klein und schwächig. Wenn er sich hinter Morell stellte, war er so gut wie unsichtbar. Was Bender außerdem zu schaffen machte, war die Tatsache, dass er viel jünger aussah, als er tatsächlich war. Vor kurzem hatte er sich, in der Hoffnung, dadurch optisch ein paar Jahre dazuzugewinnen, seine blonden Haare raspelkurz schneiden lassen. Zwar ließ ihn seine neue Frisur tatsächlich ein wenig älter wirken, aber sobald Morell auf der Bildfläche erschien, fühlte er sich wieder wie ein kleiner Junge. Bender wusste oft nicht, was er von Morell halten sollte. Er empfand viel Respekt und Bewunderung für seinen Chef, aber manchmal, wenn Morell schon nach einigen Metern zu Fuß keuchte und schwitzte, fand er ihn furchtbar peinlich.

Die Kriminalität in der kleinen Gemeinde Landau war, abgesehen von ein paar Geschwindigkeitsübertretungen, ein bisschen Randalen am Dorffest und ein paar Halbwüchsigen, die manchmal Marihuana rauchten, gleich null. Das kleine Drei-Zellen-Gefängnis des Ortes stand so gut wie immer leer.

Morell war in der Polizeiakademie stets einer der Besten gewesen. Nach sechs Jahren Dienstzeit entschied er sich für eine weiterführende Ausbildung bei der Kriminalpolizei in Wien. Mit etwas mehr Sport und ein bisschen weniger Appetit hätte er eine steile Karriere vor sich gehabt. Für sein zartes Gemüt waren der anstrengende Alltag und die schrecklichen Dinge, mit denen er als Kriminalbeamter konfrontiert wurde, jedoch zu hart. Also beschloss er nach dem Tod seiner Eltern, die Karriere an den Nagel zu hängen, das Haus zu übernehmen und in seinem Heimatdorf Landau ein gemütliches Beamten-dasein zu führen. Durch sein stattliches Auftreten und seine imposante Gestalt vermittelte Morell so viel Autorität, dass er so gut wie nie laut werden musste. Er genoss den Respekt der Einwohner. Er mochte seine Arbeit. So etwas wie

heute war ihm hier noch nie passiert – zum ersten Mal in seiner Zeit als Polizist in Landau fürchtete er sich.

Die Kirche St. Peter und Paul stand am oberen Ende des Ortskerns. Vor dem alten Bauwerk, das Mitte des 19. Jahrhunderts im neuromanischen Stil umgestaltet wurde, befand sich der große Marktplatz, auf dem viele Dorffeste und ein wöchentlicher Bauernmarkt stattfanden. Von hier aus konnte man das Gotteshaus durch das große Hauptportal betreten. Seitlich um das Gebäude herum erstreckte sich der Friedhof des Ortes, der von einer steinernen Mauer begrenzt wurde.

Morell öffnete zaghaft das große schmiedeeiserne Tor, das den Hauptzugang zum Friedhof darstellte. Außer diesem Tor gab es noch eine kleine Pforte im hinteren Teil der Anlage, die aber selten benutzt wurde.

Er ging langsam. Bei jedem Schritt knirschten der frischgefallene Schnee und die Kieselsteine, mit denen die Friedhofswege bestreut waren, unter seinen Schuhen.

Morell wusste, wo sich das Baugerüst der Restaurierungsfirma, von dem Agnes Schubert gesprochen hatte, befand. Durch das Läuten der Glocken wurde der Glockenturm regelmäßig in Schwingungen versetzt, was erhebliche Risse im Mauerwerk verursacht hatte. Das war der Grund, weshalb der Kirchturm gerade saniert wurde.

Und da war es!

Morell konnte nicht fassen, was er vor sich sah. Er glaubte erst, dass seine Augen ihm einen Streich spielten. Agnes Schubert hatte bei weitem nicht übertrieben. Das, was da vor ihm hing, als »das Grauen« zu bezeichnen, war eine totale Untertreibung. »Oh Gott!«, war alles, was Morell herausbrachte.

Der Leichnam von Josef Anders hing kopfüber an dem Baugerüst.

Irgendjemand hatte den nackten, entstellten Körper mit ge-

spreizten Armen und Beinen an die Stahlrohre gebunden, sodass er einem überdimensionalen X glich. Der Leib des Toten war grünlich verfärbt und aufgequollen. Durch den Fäulnisprozess hatten sich Teile der Haut abgelöst und hingen jetzt in Fetzen herab. Darunter kam fauliges Muskelgewebe zum Vorschein.

Sosehr Morell es auch versuchte, er konnte nicht wegsehen. Seine Augen starrten wie gebannt auf die schrecklich zugerichtete Leiche. Noch nie in seinem ganzen Leben, auch nicht in den Lehrbüchern der Polizeiakademie oder seiner kurzen Karriere bei der Kriminalpolizei, hatte er so etwas Entsetzliches und Albtraumhaftes gesehen. Das, was früher einmal Josef Anders gewesen war, hatte nichts Menschliches mehr an sich.

Die Zunge des Toten hing aus dem offenen Mund heraus, sodass sein Gesicht zu einer grausigen Fratze entstellt wurde. Überall konnte Morell Einstiche an dem geschundenen Körper sehen.

Als Morells Blick auf die weit aufgerissenen Augen des Toten fiel, war es aus mit seiner Beherrschung. Sein Herz hämmerte, er sank auf die Knie, ihm war übel und schwindelig und er befürchtete, dass er das Bewusstsein verlieren würde.

Morell übergab sich nur wenige Zentimeter von der Stelle entfernt, an der auch Agnes Schubert sich vor ungefähr einer halben Stunde übergeben hatte.

»Chef?«, es war Benders Stimme. »Alles in Ordnung?« Im selben Moment, als er die Frage stellte, sah er die entstellte Leiche, und die Antwort erübrigte sich. Inspektor Robert Bender war der Dritte, der an diesem Sonntagmorgen auf dem kleinen Friedhof von Landau seinen Mageninhalt wieder von sich gab.